

Meine Nutzlosigkeit geb ich nicht her

Ob der Autor grad mal wieder tot ist oder nicht, kann mir natürlich vollkommen wurscht sein. Was geht mich dieser alte Sack mit seiner albernem Dauersterberei an? Hauptsache, *ich* bin lebendig und schreibe! Lebendig, lebendig, lebendig. Und deshalb schnell zurück ins Kämmerchen, Tür verriegelt, Stuhl unter die Klinke geklemmt, *just in case*, nur mein kleiner Schreibtisch und ich, die Welt im Reinen. Aber komisch ist es doch. Und wenn er diesmal Ernst macht? Blödsinn, kann er gar nicht. Immer tot sein, immer pompös, aber nie im Leben wirklich abtreten. Kein Grund zur Sorge. Ja, aber möglich wär's schon, theoretisch, dass er einfach aufhört mit seiner Todesnummer, dass er sich denkt, über zweihundert Jahre, mir reicht's, ich geh, und diesmal ganz still und heimlich, sag' zum Abschied noch nicht mal leise Servus, schleich mich einfach so zum Bühnenausgang raus. Das hätte doch eine gewisse Grandezza, sich so zu schleichen, von allen unbemerkt verschwinden, wie der Hungerkünstler, als elend heilig verrecktes Häuflein unversehens, unbesehen mit dem Stroh aus seinem Käfig gekehrt werden. Bloß halt im Smoking. Und eben nicht verreckt. Nicht heilig. Würdiger Abgang des großen Komödianten: *von wenigen beweint, von keinem vermisst*. Die noch großartigere Jesus-Travestie. Verschwinden, ohne eine Leerstelle zu hinterlassen, keinen Käfig, und also kein junger Panther, der einen ersetzen könnte. Messianischer geht's nicht. Aber doch auch blöd, wenn's keine Sau mitkriegt.

Kann man ihm schließlich nicht verwehren, den kleinen Schlussapplaus nach all den Jahren ehrlicher Schaustellerei. All die subtilen Passionsspiele, bis er endlich deutlicher werden konnte: »Hört mich! denn ich bin der und der! Verwechselt mich vor Allem nicht!«¹ Macht mich unsterblich, tötet mich! Gott, wie viel Schweiß, wie viele Tränen es ihn allein gekostet hat, sich von Goethes *Tasso*, dieser ersten bürgerlich-staatstragenden Pathosformel des »Komm-schon-Dichter-*stirb-und-werde*-opfere-dich-in-der-Dichtung!« durchzuarbeiten zu den handfesteren Mordversuchen in der ersten Hälfte des Neunzehnten, als etwa Büchner und Heine anfangen, in Zungen zu re-

¹ Friedrich Nietzsche, *Ecce homo*, in: Ders., *Kritische Studienausgabe*, hg. von Giorgio Colli/Mazzino Montinari, München 1999, Bd. 6, S. 255–374, hier S. 257.

den und sich, das *kurrente Wort* zu verdoppeln, in den Strom des historischen Diskurses und der Alltagssprache stürzten und dabei ihr armes Autoropfer mit sich zu ersäufen trachteten, um als Hyper-Autoren, als schaumgebohrte Medien aus diesem *troubled water* wiederzuerstehen. Triefend, tot, aber unverseht, hat er sich heimlich wieder an Land geschafft. Und wie lang die Zeit, wie viele Kniefälle, bis dieses Großmaul Roland Barthes sich endlich erbarmt hat, seinen umwerfenden Conferencier zu geben.

Und mögen die Shows danach zugegebenermaßen nicht mehr atemberaubend, streng genommen ein einziger Abstieg gewesen sein und ihm eigentlich für die letzte Saison, in der er sich, in peinlicher Ermangelung würdigerer Gegner, freiwillig in die Hände von Urheberrechtspiraten begeben hat, endgültig der Purpur des Schweigens gebühren, so kann man doch nicht leugnen, dass die Nummer artistisch durchaus erstaunlich war: Zwischen Tod und Auferstehung nicht eine Sekunde, nicht ein Blatt Papier kommen zu lassen, mit dem Tod das weitere Fortleben abzusichern und so als quicklebendige Leiche kommod durch die Zeiten und Räume zu reisen, von einem Bildbruch zum nächsten, immer fort, immer da – da kann man doch auch mal sagen: Respekt, Herr Kollege! Sie sind ein Phänomen, ich möchte fast sagen, ein medizinisches Rätsel, und wer ist das schon noch? Ein Mysterium, jawohl, für mich noch immer, auch wenn Professor Dr. Püschel, Leiter des Instituts für Rechtsmedizin des Universitätsklinikums Hamburg-Eppendorf, im vorletzten Herbst Ihren Trick mit dem einen, schnöden Satz hat auffliegen lassen wollen: »[D]er Leichnam kann an jeden Punkt auf dieser Erde durch eine Bildgebungsstraße fahren.«² Ach so, der Herr Autor reist über eine Bildgebungsstraße, das ist doch keine Kunst, haben viele da gesagt. Aber bedenken wir, er reist schon seit Ewigkeiten so, und das fast ohne technische Hilfsmittel, befeuert ausschließlich von hochstaplerischer Suggestivkraft, während die neuere Bildreise-Industrie diese altherwürdige Passage nun als ökologisch korrektes *travelling without moving* pauschal jeder x-beliebigen, vollkommen talentlosen Leiche ermöglichen möchte.

Aber darüber soll man sich nicht aufregen, er tut's ja auch nicht, nein er nimmt das gelassen hin, jetzt, wo er durch den Bühnenausgang geschmeidig ins Freie schlüpft, merkwürdig klein auf einmal, und nun durch die schmale Seitengasse davonschlendert, vorbei an den alten Zinnmülltonnen und an

² Professor Dr. Klaus Püschel äußerte diesen Satz in einem Interview mit Jörg Thadeusz auf *radioeins* im Rahmen einer Erläuterung des Grundprinzips der virtuellen Autopsie (in anbetungswürdiger medi-tech-poetischer Verknappung *Virtualopsy* genannt).

Reverend Eddy, dem falschen blinden Penner. Denn im Grunde war der Massentourismus auf der Bildungsstraße, die Trivialisierung des Reisens von Anfang an seine wahre Mission. Für sie hat er uns all diese pathetischen Tode vorgeführt. Auf dass wir alle seine großtuerischen Gebärden nachahmten und ihm auf seinen Wegen folgten. Und dabei selbst herausfänden, dass die Reise einen zwar nie dahin bringt, wo man hin will – an einen Punkt, an dem man entweder souverän lebendig oder souverän tot wäre –, man aber für diese hochgradig frustrierende Erfahrung (die im *Loneley Planet Literatur* unerschütterlich als »Der-Text-ist-das-Ziel« angepriesen wird) mit einer seltsam heiteren Aufhebung allen Entweder-Oders entschädigt wird: Mit der Zeit lernt man, in einem kleinen optischen Trick die Figuren der rauschhaft freien Bewegung und der finalen Erstarrung so übereinanderzulegen, dass man sie sich als buntes, durchscheinendes Traum-Alptraum-Kippbild vor's Auge halten kann. Mit etwas Glück und etwas Sonne wirkt dann wahlweise manisches Gekippel oder auch kontemplatives Stillhalten des Bildes in verschiedensten Schräglagen wahre Wunder gegen den Tunnelblick in die dämonisch linear verlaufende Zeit – in eine »immerfort weiter sich öffnende graue Zukunft.«³

Und weil der alte Knabe wollte, dass wir dieses Kippbild, dieses *kindische Mittel* in die Hand bekommen und mit ihm bewehrt die Wahnbilder unserer projizierten Zukunft nicht weiter tragisch nehmen, sondern komisch, ist er manchmal, leicht enerviert von unserer Begriffsstutzigkeit, etwas deutlicher geworden. So hat er nicht nur dem krebsgängerischen Nietzsche den Gedanken von der Ewigen Wiederkehr inklusive Halbpension mit großem Mittagessen in Italien geflüstert, sondern auch dem vampirohrig hellhörigen Kinderdarsteller Kafka einmal in einer kurzen, ungewöhnlich klaren Ansage die Formel seines Bewegungsprofils ins Tagebuch diktiert:

In einem Eisenbahnzug sitzen, es vergessen, leben wie zuhause, plötzlich sich erinnern, die fortreißende Kraft des Zuges fühlen, Reisender werden, die Mütze aus dem Koffer ziehn, den Mitreisenden freier, herzlicher, dringender begegnen, dem Ziel ohne Verdienst entgegengetragen werden, kindlich dies fühlen, ein Liebling der Frauen werden, unter der fortwährenden Anziehungskraft des Fensters stehn, immer zumindest eine ausgestreckte Hand am Fensterbrett liegen lassen. Schärfer zugeschnittene Situation: Vergessen, daß man vergessen hat, mit einem Schlage ein

³ Franz Kafka, Auf der Galerie, in: Ders., Schriften, Tagebücher. Kritische Ausgabe, hg. von Jürgen Born/Gerhard Neumann/Malcolm Pasley/Jost Schillemeit [KSA]; Ders., Drucke zu Lebzeiten, hg. von Wolf Kittler/Hans-Gerd Koch/Gerhard Neumann, Frankfurt a.M. 2002, S. 262f., hier S. 262.

im Blitzzug allein reisendes Kind werden, um das sich der vor Eile zitternde Waggon anstaunenswert im Allergeringsten aufbaut wie aus der Hand des Taschenspielers.⁴

Das Komische, das ist immer die »schärfer zugeschnittene Situation«, der wahnhaft krude und zugleich absolut notwendige, zwingende Schluss oder Schuss übers Ziel hinaus. Die Überschussökonomie der erträumten Bewegung, die »fortreißende Kraft«, verbietet es schlichtweg, beim vermeintlichen Ziel – »ein Liebling der Frauen werden« – anzuhalten. Und das, wo man doch nichts anderes wollte als arrivieren. Oder eben doch nicht? Verwandeln sich die Reiseziele im Erreichen sogleich in bloße Stationen, weil man sie im Grunde nur erreichen wollte, um an ihnen vorbeizurauschen? Weil das Ziel darin besteht, über es hinauszuschießen, darin, an einen Heterotopos jenseits von Zielen zu gelangen? Oder waren die Arrivierenssehnsüchte zu stark – zu stark, um Halt zu finden? Und wäre das ein Unterschied?

Denn, halten wir uns fest an der Sequenz der Stationen, der Reisende wird ja erst da, wo er »kindlich [...] *fühlt*«, dass er »dem Ziel ohne Verdienst entgegengetragen [wird]«, zum Liebling der Frauen. Das ist natürlich erst einmal ein Gebot der Grammatik von »Liebling der Frauen«: Jemand, der es verdiente, geliebt zu werden, kann Liebling dieser oder jener Frau werden, aber kein Liebling der Frauen, dieses verdienstlose Verdienst bleibt dem Hallodri vorbehalten, dem halb, aber nie ganz, naja eigentlich natürlich vollkommen, also quasi überhaupt gar nicht bewusst ist, dass er ein Hallodri ist. Zugleich aber ist das bürgerlich-unbürgerliche Ziel dieses Hallodrisports, Liebling der Frauen (welchen Geschlechts auch immer) zu werden, ja nur ein Relais oder ein Durchgangsbahnhof auf der bürgerlichen Reise, auf der alle Punkte der Wegstrecke metonymisch willkürlich und doch streng kausal konsekutiv und, noch strenger, vollkommen aporetisch miteinander verbunden sind: Jeder Punkt ein Ziel und doch nur Station. Denn ja, der Weg ist das Ziel, einerseits, aber andererseits, das Ziel ist das Ziel, und sonst nix. Und das Ziel lässt sich nur durch echte Verdienste erreichen, einerseits, andererseits aber werden die anderen immer ohne Verdienst dem Ziel entgegengetragen. Die anderen, immer nur die anderen, einerseits, andererseits wohl aber auch ich oder vielleicht sogar nur ich.

Der unbürgerliche Überbürger, der Over- und Underachiever, der so unbedingt hineinwill in diese bürgerliche Zielreihe, so sehr, dass ihm die *unendliche Melodie* der Reihe zum Selbstzweck wird und das Ziel nur ein sich selbst mit aller Verzweiflung vorgespiegelter Vorwand für den Trip, wird, statt sich zu

⁴ Ders., KSA, Tagebücher, hg. von Hans Gerd Koch/Michael Müller/Malcolm Pasley, Frankfurt a.M. 2002, S. 814.

bewegen, unter der »fortwährenden Anziehungskraft des Fensters« stehen bleiben, wird in der Sequenz der bürgerlichen Wunschbilder keinen Halt finden. Bis das Blatt oder die Hand auf dem Fensterbrett sich wendet: Zu fasziniert vom logischen Sog ihrer *Verlaufsform*, überspringt er die Sequenz schließlich in härterer, kruderer Logik, springt aus der Reihe der Wunschbilder, um sie und mit ihr alle Zeit als reine Reihe aufzuheben: »mit einem Schlage« stellt er den Blitz auf Dauer in einem zitternden Standbild. Dann ist der Liebling der Frauen endlich wieder das, was er immer war, ein »allein reisendes Kind«. Sein Gefährt und einziger Gefährte, der Waggon, der sich nur für ihn, nur um ihn herum eilig schließt, ist nicht von der unsichtbaren Hand Gottes, sondern von der exhibitionistischen eines riesenhaften Tuschenspielers erschaffen. In der größtenwahnsinnigen Zurschaustellung der fremdesten aller Hände, der eigenen, in der schaurig schönen Inszenierung der Schreibhand verliert der Autor alle Macht, zeigt sich als Scharlatan, der gegen das bürgerliche Gebot der Autorschaft – scheinbescheidener Delegat der Widerspiegelung göttlicher Schöpfung zu sein, kleiner Schöpfergott von Großgottes Gnaden – verstößt. Aber der vermeintlich autodestruktive Verzicht auf die Autormacht geschieht nur, um sich die Macht des Schreibens gewogen zu halten.

Wer um des Schreibens willen schreibt, ist niemals Autor, sondern immer allein reisendes Kind in der fremden, eigenen Gauklerhand: ein heimeliges Horrorbild. Von sich selbst gerührt. Eine lächerliche Figur. Und deshalb ist das Schreiben, wie Kafka, ebenfalls im Tagebuch, klagt, immer unselbständig, immer »Spaß und Verzweiflung«, ⁵ aber niemals ehrliche Arbeit, weil man dem Ziel immer nur ohne Verdienst entgegengetragen werden kann oder gar nicht.

Dieses Schreiben ist freilich ein Unsinn, aber eben einer, der die nostalgische Vorstellung aufrechterhält, wir lebten in der bürgerlichen Ordnung, einer Ordnung, in der Arbeit sich lohne. Und nicht in der Welt, in der sich Arbeit nur lohnt, weil und solange sie in großen Teilen dieser Welt nicht oder fast nicht entlohnt wird. Und da kommt dieses anachronistische Schreibhaustier und plärrt noch immer, dass es nicht arbeite, dass es unnütz sei, ja asozial, und dass es, jawohl, nur für sich selbst schreibe, für niemanden sonst, weil es nichts anderes kann und nichts anderes ist als sein Schreiben. Das ist tröstlich, finde ich. Solange man einen schreibenden Menschen dafür bewundern *und* verachten kann (und das geschieht immer in einem Zuge, es ist der gleiche Zug), dass er nicht *wirklich* arbeitet, immer zu wenig oder

⁵ Ebd., S. 875.

zu viel, um ein anständiger Künstler, also Nichtbürger, also bürgerlicher Besitzstandswahrer zu sein (nehmen Sie diesen Text hier zum Beispiel, was glauben Sie, wie lange ich daran gegessen habe? Ob Sie nun annehmen, ich habe das Ding an einem Vormittag runtergehauen oder eine Woche fleißig daran gewerkelt, *nine-to-five*, oder einen Monat Tag und Nacht daran geschwitzt – was auch immer das Ergebnis Ihrer Spekulation ist, Sie können es in jedem Fall gegen mich verwenden), lässt sich an dem Bild festhalten, dass alle außer dem heilig asozialen Künstler und den unheiligen Asozialen da draußen anständig arbeiten.

Und wenn der heillos asoziale Künstler sich diesen Anachronismus zunutze macht, um sich weiter vorm Arbeiten zu drücken, denn nur darum geht es mir, nur das ist mir heilig, kann er die eigene Asozialität auch gleich noch zum literarischen Manifest erheben, warum denn nicht? Das Abfassen von literarischen Manifesten ist ein so anachronistischer, nicht mal mehr historisch obsoleter, sondern vollkommen historistischer Schreibakt, dass man durchaus wieder damit anfangen kann. Denn wir leben nicht nur im hyperbürgerlich hyperhistoristischen Zeitalter der Liste, sondern es ist auch alles Schreiben hyperhistoristischer und also hyperfuturistischer Akt.

Die Liste ist immer eine neue Verfitzung vormals getrennter Diskurse, und deshalb könnte ich also ein Literatur-Manifest in Form einer Liste zusammenstellen. Auf diese meine Manifestliste gehörte sicher Alfred Döblins Lob des Trivialen, »Karl May, die Schundliteratur quillt stärker«,⁶ und außerdem die lange Liste der Indianersprachen, die nämlich Karl May fleißig ordentlich zusammengestellt hat, um vorzuspiegeln, er verstünde was von Indianersprachen – wie viel Arbeit das gewesen sein muss, diese Liste zu erstellen und all das andere unnütze, weil unechte Wissen zusammenzutragen! In der Zeit hätte er zumindest eine Indianersprache in Grundzügen erlernen können. Aber nein, die Grundzüge wollte er ja überspringen für die viel schönere, viel literarischere Liste. Unter diese traurigen Registraturblätter eines Hochstaplers käme auf meiner Liste vielleicht der Satz von Wittgenstein: »Wolken kann man nicht *bauen*. Und darum wird die *erträumte* Zukunft nie wahr.«⁷

⁶ Alfred Döblin, Bemerkungen zum Roman, in: Die neue Rundschau 28 (1917), Bd. 1, S. 410–413, hier S. 413. Nachdruck, in: Ders., Aufsätze zur Literatur, Olten/Freiburg 1963, S. 19–23, hier S. 23.

⁷ Ludwig Wittgenstein, Vermischte Bemerkungen, in: Ders., Werkausgabe, Bd. 8, hg. von G.E.M. Anscombe/G.H. von Wright, unter Mitarbeit von Heikki Nyman, Frankfurt a.M. 1989, S. 445–573, hier S. 508.

Aber dann müsste ich meine Manifestliste auch schon wieder abbrechen, mehr fiel mir nicht ein, denn die einzige Verwendung des Wortes *Manifest*, die mir hoffnungslosem Anhänger der kleinen Literatur einleuchtet, das ist die kleingeschriebene, medizinische Verwendung – in der irren Hoffnung, dass auch in Zukunft die Symptome bürgerlichen Wahns *manifest* bleiben, eindeutig sichtbar, oder eher in der Hoffnung, dass sie durch ihre literarische Wiederholung in all ihrer Pracht manifest werden können und man sich also in eine nutzlose Krankheitsliste verwandeln kann. Und deshalb möchte ich kein Autor werden (und auch keine Autorin, aber das ist eine andere Geschichte), sondern Symptom bleiben. Symptom, Phantom, Medium, nennen Sie's, wie Sie wollen, aber kein Autor. Ja natürlich, das ist keine demütige Verzichtserklärung, sondern infantiler Größenwahn, bürgerliche Besitzstandswahrung: Meine Nutzlosigkeit geb ich nicht her.

Dafür aber, dass ich weiter schreiben kann und nicht Autor, also Politiker in eigener Sache werden und behaupten muss, ich hätte den Menschen da draußen was zu geben, brauche ich da draußen ein paar Menschen, die meine Nutzlosigkeit oder das aus meiner Nutzlosigkeit heraus Geschriebene und aus ihr Herausgeschriebene für sinnvoll halten (bigotter Utilitarismus des kindischen Menschen): lesende, und also einzelne Menschen. Damit jedoch diese vereinzelter Menschen und ich vereinzelter Mensch einander finden können, ohne einander begegnen zu *müssen*, brauche ich einen Verlag, der meinem Geschriebenen hinten auf den papiernen oder virtuellen Rücken das Wort Autor, meinetwegen auch Autorin schreibt, und der so anachronistisch, so ganz auf die Zukunft ausgerichtet ist, dass er nicht bloß vereinzelter Bücher, sondern *Autoren* veröffentlicht, denen er so die Möglichkeit gibt, einzelne Bücher zu schreiben. Paradoxe Freiheit: mit dem lächerlichen eigenen Namen signieren und so die Unterschrift verweigern.

Und damit mein Verlag das wiederum machen kann, musst du, Autor, halt doch am Leben bleiben und also weiter sterben. Weil, einer muss sich immer opfern, bürgerliche Dialektik, du verstehst, und im Zweifel halt lieber du als ich. Komm schon, alter Junge, ich hab doch nun wirklich alles an Sentimentalität aufgefahren, um dich müden Hallodri liebenswert erscheinen zu lassen! Komm zurück und mach's noch einmal, damit ich auch in Zukunft hier in meinem Kämmerchen *on the Road* sein und die Krankheit fröhlich durch mich hindurchströmen lassen kann, ja im Strom, in der *Verlaufsform* der kranken Bilder immer die genau richtige Speise finde, und nicht eines Tages als elendes Häuflein – na, du weißt schon...

